

Alle wollen es besser wissen – doch was sagen die Corona-Daten wirklich?

Die Daten zur Corona-Krise liefern ein verzerrtes Bild, sagt Datenwissenschaftler Dr. Diego Kuonen. Er sieht grossen Handlungsbedarf.

Martin Schmidt

Ein kurzer Blick auf die Corona-Statistiken reicht, damit der Puls bei ihnen auf 180 schiesst: Betreiber von Fitnesscentern klagen, dass ihre Einrichtungen gemäss Zahlen keine Risikoorde sind. Gastronomen verweisen voller Unverständnis auf die 2,8 Prozent der Fälle, in denen der Ansteckungsort in einer Bar oder einem Restaurant zu finden ist. Dazu die zahlreichen Ungleichbehandlungen.

Es ist, als hätten wir wieder Fussballweltmeisterschaft und jeder weiss, wie gespielt werden muss. Das Kritisieren einzelner Corona-Massnahmen hat sich zum neuen Volkssport entwickelt. Während beim Fussball der Trainer der «Tubel» ist, der mit Sicherheit die falschen Spieler nominiert hat, ist es nun der Staatsrat oder Bundesrat, der permanent mit unverhältnismässigen Massnahmen eingreift – so der Tenor jener, die am lautesten zu hören sind.

Wer die Zahlen etwas genauer studiert, dem fallen aber womöglich ein paar Ungereimtheiten auf. Allein schon, weil gemäss den Daten des Bundesamts für Gesundheit von Anfang Dezember praktisch die Hälfte der Befragten keine Angaben zu ihrem Ansteckungsort machen konnten oder schlicht nicht wussten, wo sie sich angesteckt haben. «Die erfassten Daten sind zum grössten Teil völlig unbrauchbar», lautet das harsche Urteil von Dr. Diego Kuonen, Professor für Datenwissenschaft an der Universität Genf und Co-Initiant von «Data Literacy - Schweiz».

«Daten sind nicht nutzbar»

Mit den Daten könnten keine Aussagen über das Ansteckungsrisiko in einem Restaurant, Fitnessstudio oder in anderen Lokalisationen gemacht werden. «Was schwierig zu erfassen ist, kann auch nicht aus den Daten gelesen werden und zu konkreten Schlussfolgerungen führen», sagt Kuonen. Als Beispiel nennt er den öffentlichen Verkehr. Danach fragt, wo man sich mit dem Coronavirus angesteckt haben könnte, würde niemand sagen können, es sei auf der Zug- oder Tramfahrt von A nach B passiert.

Auch sonst stecke der Zahlencocktail voller Fehler: Etwa 30 Prozent der rund 46000 Rückmeldungen wollen sich im Familienkreis angesteckt haben. Kuonen geht bei diesen Selbstdenklamationen jedoch von starken Verzerrungen aus. Eben weil die Infektionskette an anderen Orten äusserst schwierig zu rekonstruieren ist. Andererseits gibt es auch Leute, die eine Quarantäne für Familienmitglieder verhindern wollen und darum nicht ehrlich antworten. Genauso, wie es beim Contact Tracing in Restaurants oftmals der Fall ist, wenn die Gäste Fantasienamen hinschreiben.



Wo sich die Menschen wirklich mit Corona anstecken, lässt sich mit den Daten des Bundes kaum sagen.

Bild: Keystone

«Die Daten sind nicht nutzbar, da die Qualität der Messung nicht gegeben ist», sagt Kuonen. Messen die Daten das, was sie messen sollten? Was gilt als Ansteckung im Familienkreis? Was ist unter «Familienkreis» zu verstehen? Zählt dies für Personen im gleichen Haushalt? Vielerorts wurden die vermuteten Ansteckungsorte aufgrund der hohen Fallzahlen schliesslich gar nicht mehr erfasst.

Das Ergebnis: «Am Ende werden die Neuinfektionen zwischen verschiedenen Tagen und Kantonen verglichen, obwohl dies die Daten überhaupt nicht hergeben», sagt Kuonen. Denn: Dafür bräuhete es eine vergleichbare Grundgesamtheit und nicht sich täglich ändernde Grundgesamtheiten der Neuinfizierten.

Dass diese Zahlen trotz weitgehend fehlender Aussagekraft ständig für Erklärungen herhalten müssen, erklärt Kuonen

«Im Nachhinein ist es einfach, Kritik zu äussern.»



Dr. Diego Kuonen
Professor für Datenwissenschaft Universität Genf

folgendermassen: «Menschen können sehr schlecht mit Unsicherheit umgehen.» Da die gegenwärtige Corona-Situation voll von Unsicherheiten ist, klammern sich die Leute an die Zahlen über Infektionszahlen oder Todesfälle, die so etwas wie «harte Fakten» schaffen. Für die Regierung geht die Rechnung nicht auf.

R-Wert: falsches Instrument

Mit den qualitativ schlechten Daten verstärkt sich die Unsicherheit in der Bevölkerung und macht sich in ihren Entscheiden angreifbar. Das zeigen die laufenden Diskussionen rund um die Reproduktionsrate, den R-Wert. Laut Kuonen stellt die Statistik zwar Werkzeuge wie den R-Wert bereit, um das Ausmass der Unsicherheit zu schätzen. «Diese setzten aber insbesondere voraus, dass die Daten repräsentativ sind. Bis heute ist das leider nicht der Fall und die vorhandenen Daten liefern ein verzerrtes Bild der Pandemie.»

Seit der Bundesrat herausgegeben hat, dass Kantone mit einem R-Wert unter 1 zusätzliche Lockerungen vornehmen können, haben sich Politiker, Unternehmer und viele andere auf diesen Wert eingeschossen. Doch der R-Wert enthält aufgrund der zugrunde liegenden Daten eine starke Verzögerung. «Es handelt sich dabei zudem um eine Schätzung mit einer sehr grossen Unsicherheit, die zu relativ grossen Schätzfehlern führen kann.» Der Wert ist viel zu ungenau, wie Kuonen sagt. Im Wallis ist der R-Wert im Dezember innert Wochen von 0,97 auf 0,85 gesunken und wurde nachträglich mehrfach korrigiert. Der Januar-Wert, der die Situation am 19. Dezember ab-

bildet, steht derzeit bei 1,15. Aufgrund der stark schwankenden Testzahlen und anderer variierender Parameter ist der R-Wert nicht wirklich aussagekräftig und sollte laut Kuonen «nicht als das Werkzeug zur automatischen Entscheidungsfällung benützt werden».

«Damit die kommunizierten Zahlen eher der Realität entsprechen würden, müssten sie mit dem Fehlerbereich und somit der Unsicherheit kommuniziert werden, wie das von der «Swiss National COVID-19 Science Task Force» gemacht wird», so Kuonen. Beispielsweise mit einem möglichen R-Wert zwischen 0,7 und 1,1. Auch wegen dieser Ungenauigkeit basiert das vom Bund eingeführte Ampelsystem noch auf weiteren Werten wie den Todeszahlen oder der Anzahl an freien Spitalbetten. Dieser Ansatz geht ge-

mäss Kuonen in die richtige Richtung, auch wenn repräsentative Daten nicht zur Verfügung stehen und qualitativ schlechte Daten als Grundlage dienen.

Moment verpasst

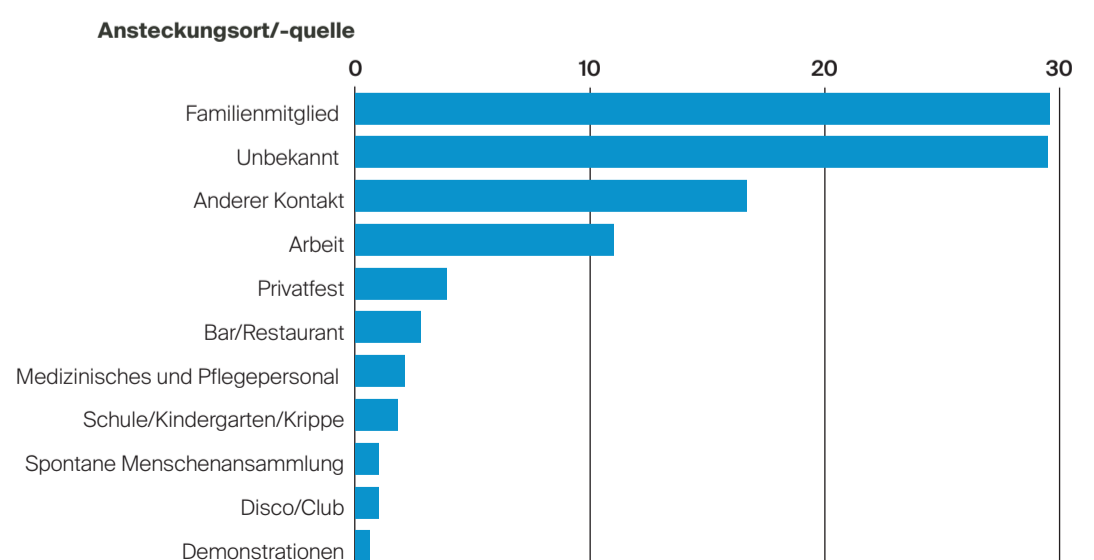
In die weit verbreitete, harsche Regierungskritik will Kuonen trotzdem nicht einstimmen: «Im Nachhinein ist es immer einfach, Kritik zu äussern. Entscheidungen müssen im Lichte dessen beurteilt werden, was zum Zeitpunkt der Entscheidung bekannt war.» Mit den schlechten Daten, die zum Zeitpunkt der Entscheidung vorgelegen hätten, habe sich der Kanton oder der Bund oft im Blindflug befunden, so Kuonen: «Die Regierung musste mit den vorhandenen Daten nach bestem Wissen und Gewissen entscheiden. Und dort beginnt Eigenverantwortung: die Fähigkeit und

die Bereitschaft, unter Unsicherheit zu entscheiden. Das erfordert Mut, insbesondere den Mut, Fehler zu machen.»

Was Kuonen Kanton und Bund aber ankreidet: dass sie nach der ersten Welle nicht wirklich etwas unternommen haben, um die Datenlage zu verbessern. Die Zahlen wären bloss hier und dort eingefärbt und schöner präsentiert worden. Kuonen nennt Beispiele für mögliche Verbesserungen in Bezug auf mögliche Ansteckungsorte: So müsste man in Restaurants Aussen- und Innenplätze unterscheiden. Dazu müssten die Daten alle Altersklassen und Risikoprofile abbilden. Bei einer guten Datenqualität könnten schlussendlich auch Schlüsse gezogen werden, wo sich verschiedene Gruppen wie Pensionäre anstecken. Deswegen beginnt für Kuonen Datenkompetenz («Data Literacy») mit der Frage, wie man eigentlich die richtigen Dinge misst, bevor es darum geht, wie man sie richtig misst.

Derzeit müsse man sich im grossen Stil auf Indizien stützen. Diese lassen darauf schliessen, dass eine Schliessung der Restaurants sowie Massnahmen, mit denen sich die Mobilität der Menschen reduziere, wirken. Kuonen betont aber, dass auch bei einer besseren Datenbasis eine gewisse Unsicherheit bestehen bleibt. Denn: Perfekte Daten gibt es nicht. Dafür ist die Welt zu komplex. Gerade deswegen brauche es auf allen Ebenen mehr Datenkompetenz, wie er festhält. In der Bevölkerung, bei den Medien und in der Politik. «Es braucht sicher nicht auf allen Stufen die gleichen Kompetenzen. Jeder Bürger sollte aber in der Lage sein, die Zahlen, die ihm serviert werden, kritisch hinterfragen zu können.» Zudem müsse jedem bewusst sein, dass er Daten nicht nur konsumiert, sondern auch produziert. Je genauere, ehrlichere Angaben ein jeder mache, desto besser könne der Kampf gegen die Pandemie gelingen.

Wo sich die Leute angeblich anstecken



Quelle: Bundesamt für Gesundheit, Stand 09.12.2020, Grafik: pomona.media